

Reisehandbuch Australien? Bruce Chatwins Traumpfade.

Eine ethnologische Literaturkritik von Martina Konz.

1. Einleitung

Australien. Schon allein der Name bewirkt das Gefühl von Exotik. Schließlich ist Australien in vielerlei Hinsicht einzigartig. Es ist das einzige Land, das zugleich ein Kontinent ist. Seine Tier- und Pflanzenwelt gibt es nirgendwo sonst auf der Welt. Man assoziiert Känguruhs, Koalabären und Eukalyptusbäume. Nicht zuletzt gehören aber auch die Aborigines zu den Bildern, die im Kopf erscheinen. Seit Beginn des Esoterik-Booms wurden sie, ebenso wie viele andere der sogenannten 'Naturvölker' mit ihren erdverbundenen Religionen, zu Idolen vieler Esoterik-Jünger.

Spätestens seit der Olympiade in Sydney im Jahr 2000 hat auch der letzte sein Interesse an Australien und dem 'Aborigine-Problem' gefunden, und sei es nur um dazuzugehören und mitreden zu können. Schon die Eröffnungsfeier propagierte die Versöhnung zwischen Schwarz und Weiß, indem die Aborigine-Sportlerin Cathy Freeman das olympische Feuer entzündete. Bei ihrem Sieg ertönte nicht weniger frenetischer Jubel als bei den anderen australischen Gewinnern. Zwei Fragen drängen sich auf. Zum einen die, wie wohl die Reaktion des Publikums gewesen wäre, hätte Cathy Freeman ihren Wettkampf verloren. Zum anderen fragt man sich in wie weit die quasi von der Öffentlichkeit, das heißt von anderen Nationen, auferlegte Versöhnung in den Köpfen der Menschen fortgeschritten sein mag.

Chatwins *Traumpfade* sind mehr als 10 Jahre zuvor entstanden, in einer Zeit als die Rechte der Aborigines „für die meisten weißen Australier noch überhaupt kein Thema“ waren (Bloch (2000): 84). Man mag das Buch als reine Fiktion abtun, sozusagen das Ersinnen einer 'Was-wäre-wenn...'-Welt, doch ganz so einfach ist es nicht. Viele Randepisoden der Geschichte verleihen ihr Authentizität. Insbesondere wenn man Chatwins Leben mit einbezieht, gewinnt man den Eindruck, daß es sich vielmehr um einen Erlebnisbericht als um die Ausgeburt der Fantasie des Autors handelt. Zuerst ist hier natürlich zu nennen, daß Chatwins Hauptfigur ebenfalls Bruce heißt. Was dieser dem Russen Arkady über das Ende seiner Karriere als Kunstexperte erzählt, trifft mehr oder weniger ebenso auf Chatwin zu (vgl. Chatwin, 27; Traub (1990): 284; Schäfer (1999): 228; Bloch (2000): 83). Doch aller dieser 'Echtheiten' zum Trotz wollte Chatwin selbst sein Buch als Fiktion verstanden wissen. „He insisted that it

was fiction and had a running battle with his publishers as to whether it was to be classified as such or as non-fiction“ (Murray (1995): 90).

2. Die Erfüllung des ethnologischen Anspruchs

Chatwins Darstellung der Aborigines erfüllt im wesentlichen die ethnologische Forderung nach einer kultur- beziehungsweise situationsgerechten Darstellung. Allerdings konzentriert er sich dabei auf die Aspekte, wegen derer Erforschung seine Hauptfigur Bruce¹ überhaupt nach Australien gekommen ist. Dieser will eine Idee testen, wie er selbst sagt (Chatwin, 27). Seine Überzeugung ist die, daß die Nomaden der Angelpunkt der Geschichte gewesen seien (Chatwin, 31).

In diesem Sinn hat Chatwins Buch „a bit of the nineteenth-century anthropologist’s agenda about it, in that he seeks out the Australian Aborigines in order to discover something about the essential nature of man; in his case, his nomadic psyche“ (Morphy (1996): 173). In diesem Zusammenhang fallen dem Leser die langen Passagen der Tagebucheintragungen ein. Diese zerfallen in zwei Gruppen. Zum einen sind es gesammelte Zitate aus den verschiedensten literarischen, historischen und anderen Quellen. Zum anderen handelt es sich um Erinnerungen, die Bruce / Chatwin auf seinen Reisen niedergeschrieben hat.² Letztere gewinnen durch die genaue Bezeichnung von Zeit und Ort zusätzlich an Authentizität. Der Schreiber erinnert sich an die Begegnungen mit einer Vielzahl von Menschen aus einer Vielzahl von Ethnien. Es kann hier jedoch keinesfalls von einer kulturgerechten Darstellung der anderen gesprochen werden. Dies liegt weniger an Chatwins Verweigerung einer solchen Darstellung, sondern vielmehr schlicht an der Kürze der Passagen. Diese Tagebuch-Teile des Buches beabsichtigen auch gar keine ethnologische Korrektheit, sondern wollen vielmehr Einzelbegegnungen zeigen, sozusagen Ausschnitte aus dem Leben eines Wanderers, und oft sind die anderen dabei gar nicht so anders, denn es sind ebenfalls Wanderer.

Ein zweiter, wenn auch untergeordneter, Aspekt, der Bruce interessiert, ist die Poesie und der Gesang. Schon in seiner Kindheit hat er zu erkennen geglaubt, daß „Poesie, mein eigener Name und der Pfad alle drei auf irgendeine geheimnisvolle Weise miteinander verbunden seien“ (Chatwin, 19). Man könnte also annehmen, daß er durch diese Verbindung von

¹ Die Unterscheidung zwischen Bruce als Hauptfigur im Buch und dem Autor ist so zu verstehen, daß ‘Bruce’ die Person im Buch meint, während ‘Chatwin’ den Autor bezeichnet.

² Die Aufzeichnungen entsprechen wohl denen, die Chatwin tatsächlich während seiner Reisen gemacht hat. Im Buch werden sie aber auch als diejenigen der Hauptperson dargestellt. (s. hierzu auch S.1, die Diskussion der Frage Fakt oder Fiktion).

vorneherein zum Wanderer bestimmt gewesen sei. Auch unter dem Aspekt des Gesangs bieten die Aborigines ein ideales Ziel seiner Suche, denn sie behaupten „einen engen Zusammenhang von Nomadentum, Gesang und Weltentstehung“ (Schäfer (1999): 234). Wie Bruce erklärt, ist jede Wanderung, jeder „Walkabout“ (Chatwin, 20), denn sie unternehmen, eine rituelle Reise.

In diesem Sinne erhalten dann auch die ‘Songlines’ oder ‘Traumpfade’ ihre Bedeutung. Es sind die „Fußspuren der Ahnen“ (Chatwin, 8), das „Labyrinth unsichtbarer Wege, die sich durch ganz Australien schlängeln“ (Chatwin, 8).

Vom anthropologischen Standpunkt aus gesehen, liegt gerade in der Darstellung jener ‘Songlines’ die größte Schwäche des Buches. Wenn sie auch nicht grob irreführend ist, so tendiert Chatwin doch dazu zu übergeneralisieren (vgl. Morphy (1996): 174). Der Begriff selbst ist vertretbar, „since any term chosen is likely to be an impoverished translation that fails to convey the complexity of the Aboriginal concept“ (Morphy (1996): 174).

Die ‘Songlines’ stehen im Zentrum des Buchs, wie der gleichnamige Titel schon vermuten läßt. Der Begriff, zumindest der englische, vereint die beiden für Bruce interessanten Aspekte, nämlich Lieder, beziehungsweise Gesang, und die Linie, stellvertretend für die Spur der Wanderer folgt. In der deutschen Übersetzung geht die Hälfte davon verloren. Im deutschen ‘Traumpfade’ verschwindet der Aspekt der Mündlichkeit, stattdessen wird das Wandern mit der Traumzeit und der Mythologie der Aborigines in Verbindung gebracht.³

Wenn das Buch auch im Hinblick auf die Darstellung der ‘Songlines’ seinen größten Mangel hat, so ist die Beschreibung des Lebens auf der Grenze seine größte Stärke (vgl. Morphy (1996): 174f.). Hiermit ist die Grenze zwischen der Lebenswelt der Aborigines und der der Weißen gemeint. In beiden Welten gibt es auch solche, die die Grenze überschreiten. In Chatwins Buch gehören auf Seiten der Aborigines vor allem die Maler dazu, denn sie müssen in die Welt der Weißen kommen, um ihre Bilder zu verkaufen. Schon die Bilder selbst stehen für eine Veränderung in der Kultur der australischen Ureinwohner, da sie ursprünglich nur für kurze Zeit in den Sand gemalt wurden. Jetzt aber verwenden die Maler die dauerhaftere Leinwand für ihre ‘Verkaufsware’. Wie Chatwin es darstellt waren es wahrscheinlich nicht die Aborigines sondern vielmehr die Weißen, die auf die Idee kamen, die Bilder zu verkaufen. Auch ist es nicht wirklich ein egalitärer Handel zwischen Schwarz und Weiß. Zwar verkaufen die Aborigines ihre Bilder an Weiße, diese aber fungieren mehr als

³ Der deutsche Titel stammt wohl nicht von Chatwin. Unwahrscheinlich ist auch, daß er davon wußte, da er bei Erscheinen der deutschen Erstausgabe 1990 (Hanser Verlag) bereits tot war. Insofern kann der deutsche Titel keinen Aufschluß geben über Chatwins Absichten.

Vermittler zu anderen Weißen. Insofern ist es eher so, daß Weiße an Weiße verkaufen. Die Aborigines werden zu Produzenten degradiert und haben niemals einen Status als Handelspartner gehabt. Ein Beispiel hierfür ist im Buch die Episode zwischen Eileen Houston vom Aborigine-Kunstbüro in Sydney und dem Maler Winston. Sie bietet ihm einen lächerlich geringen Preis verglichen mit dem was sie selbst verlangt. Ihr Versuch ihn zu übertölpeln scheitert jedoch, da Winston von dritter Seite davon erfahren hat (vgl. Chatwin, 346ff.). Chatwin zeigt aber auch eine andere Möglichkeit auf, in diesem Fall eben doch einen echten Handel. Es ist die Situation in Mrs. Lacey's Buchladen in Alice Springs. Sie arbeitet mit dem Maler zusammen, um den Preis in die Höhe zu treiben, den das amerikanische Touristenpärchen bezahlen soll (vgl. Chatwin, 42). Im letzten Fall ist der Handel für den Maler und Mrs. Lacey von Vorteil. Als Regelfall muß aber wohl eher Mrs. Houston gelten, und sicherlich wird der Betrug in den meisten Fällen gelingen, weil die Aborigines vielleicht nicht wissen werden, was die Touristen bereit sind zu bezahlen. Trotz der Kommerzialisierung der Malerei, bewahren die Aborigines einen Teil ihrer Traditionen, denn nicht alles darf gemalt werden. Um das zu gewährleisten hat jeder Maler einen 'Ritualmanager', der aufpaßt, daß nichts geheimes gemalt wird. (vgl. Chatwin, 41). Die „*wirklichen* Zeichnungen, die die *wirklichen* Ahnen darstellen [dürfen nur] bei geheimen Zeremonien gemalt und nur von den Eingeweihten gesehen werden“ (Chatwin, 34). Der wohl offensichtlichste Grenzgänger ist, wenn auch kein Maler, der Aborigine Titus, der zweimal im Jahr in die Stadt nach Adelaide fährt, um „Anschluß an das moderne Leben zu finden“ (Chatwin, 216). Auf der anderen Seite aber ist Titus auch ein radikaler Verfechter der Aborigine-Traditionen (vgl. Chatwin, 216).

Chatwin „writes about the divisions within the white community“ (Morphy, (1996): 175). Diese Teilung in der 'weißen Gemeinschaft' besteht zwischen denen, die die Grenze überschreiten und 'den anderen', die sie erhalten und bewahren wollen. Allgemein verbindet Chatwin mit den 'anderen', hauptsächlich den weißen Australiern, Vorurteile und Ablehnung gegenüber den Aborigines. Hiermit gibt Chatwin einen Bericht über die Position der Aborigines in der zentralaustralischen Gesellschaft der 1980er Jahre (vgl. Morphy (1996): 158). „He writes about the racism that Aborigines face every day in Alice Springs“ (Morphy (1996): 175). So würde es niemanden kümmern, wenn ein Schwarzer überfahren würde. Der Tod eines Weißen hingegen, auch wenn er 'nur' ein Landstreicher war, bedingt eine Untersuchung (vgl. Chatwin, 127f.). Ein Einschußloch in der Wand einer Bar, das von einem Vorfall herrührt, bei dem ein junger Aborigine von einem Weißen getötet wurde, wird fast wie ein Denkmal behandelt, indem es einen Rahmen und ein Schild mit Jahreszahl bekommt (vgl.

Chatwin, 131f.). Rassismus gibt es jedoch nicht nur in Alice Springs. Auch an anderen Orten werden die Schwarzen als „Affen“ (Chatwin, 52) oder „Nigger“ (Chatwin, 130f.) bezeichnet. Chatwin benutzt diese Beleidigungen, ebenso wie die Stereotypen, um Wirklichkeiten darzustellen. Allerdings gewinnt der Leser den Eindruck, daß Chatwin selbst kein Anhänger dieser Ablehnung und Verurteilung ist. Dies erreicht Chatwin durch die Zuordnung von eindeutig positiven Aspekten zu den Aborigines zum einen, zum anderen aber auch zu den weißen Grenzgängern. Sie bilden eine Ausnahme von den Weißen mit ihren Vorurteilen, denn sie sind mit einem Verständnis oder zumindest der Suche nach demselben assoziiert. Das prototypische Beispiel für diese Gruppe ist Arkady, aber auch eine Freundin von ihm namens Wendy. Sie scheint sich aktiv um das Verständnis zwischen Weißen und Schwarzen zu bemühen, zumindest dem linguistischen, indem sie nämlich an einem Wörterbuch arbeitet (Chatwin, 361ff.).

Eine andere Technik, die Chatwin benutzt, um ‘die Guten’ von ‘den Bösen’ zu unterscheiden, ist der erste Eindruck. ‘Die Bösen’ sind oft Figuren, die dem Leser ohnehin schon unsympathisch waren. So ist der erste Eindruck, den man von Mrs. Houston gewinnt, der einer barschen Stimme, deren Ankündigung zu kommen, fast schon wie eine Drohung anmutet (vgl. Chatwin, 346). Ebenso wie nicht alle Weißen zu den ‘Bösen’ gehören, gehören auch nicht alle Aborigines von vorneherein zu ‘den Guten’. Auch sie haben Vorurteile und Stereotypen gegenüber den Weißen. So begegnet Bruce einem „städtischen Aktivist“, der radikal der Ansicht ist, daß alle Weißen, egal welchen Ursprungs, Australien verlassen sollten (vgl. Chatwin, 47). Dieser Aktivist ist als erstes dadurch charakterisiert, daß er gänzlich ignoriert, was Bruce zu ihm gesagt hat. Auch wenn der Leser nicht Bruces genaue Worte erfährt, so scheint doch die unvermittelte Frage „Sind Sie Engländer?“ nicht daran anzuknüpfen (vgl. Chatwin, 47). Es gibt überall solche und solche, radikale und gemäßigte, unter den Aborigines genauso wie unter den Weißen allgemein und den weißen Australiern im speziellen.

Bruce selbst gehört zu jenen, die die Grenze überschreiten, zumindest versucht er es. Er sucht das Verständnis der Aborigine-Lebenswelt bewußt im Gespräch mit ihnen. Hierbei gilt allerdings das gleiche wie für das ganze Buch: Bruces Fragen beschränken sich auf seine beiden Interessengebiete. Er gibt den Aborigines zwar Gelegenheit ihre eigenen Ansichten zu äußern und ihre Realitäten darzustellen, aber Bruce / Chatwin⁴ gibt ihnen nicht die

⁴ In diesem Fall scheint es gerechtfertigt sowohl literarische Figur als auch Autor aufzuführen, da dies für beide gilt, für den Schreiber sogar noch mehr, da er schließlich die ganze Situation mehr oder minder erfindet.

Möglichkeit zu erzählen, was sie vielleicht sagen möchten. Neben dem Gespräch bemüht Bruce sich auch um teilnehmende Beobachtung. So bittet er zum Beispiel mit auf die Jagd genommen zu werden. Sein Wunsch allerdings wird ausgenutzt, da er alles bezahlen und auch die unangenehmen Arbeiten⁵ übernehmen muß (vgl. Chatwin, 280ff.).

Bruce kommt als ein Fremder nach Australien. Als ein solcher und insbesondere als Weißer hat auch er ein bestimmtes Bild von dem Land und seinen Leuten im Kopf, das Bruce in seiner Kindheit durch Bücher und Erziehung vermittelt wurde. Dazu gehören Eukalyptusdämpfe, Schafe und Koalabären (vgl. Chatwin, 13) ebenso wie die Vorstellung, daß alle Australier ein Pfund Fleisch zum Frühstück essen (vgl. Chatwin, 20). Auch als Erwachsener hat er noch sein mentales Bild, das er zu beweisen sucht, wenn es auch mittlerweile um etwas anderes geht als in seiner Kindheit. Um überhaupt die Möglichkeit zu erhalten, mit den Aborigines über seine Theorie zu sprechen, braucht er einen Vermittler, nämlich Arkady. In jenen Gesprächen findet Bruce viele seiner Vorstellungen bestätigt. Allerdings darf man dabei nicht vergessen, daß Chatwin, ein Weißer und ein Brite, dieses Buch schreibt, der darüber hinaus auch noch seiner Hauptfigur Bruce viel von sich selbst gibt. Es ist kein Aborigine und auch kein weißer Australier, an den Dialogen beteiligt. Es ist Chatwin, der Schriftsteller, der alle Macht besitzt, das heißt er kann seinen Figuren Worte in den Mund legen, unabhängig von dem, was sie tatsächlich gesagt hätten oder haben, sollte es sie wirklich geben. Er kann Dinge hinzufügen oder auch weglassen. Kurz gesagt, Chatwin kann die Antworten und Aus-sagen der Schwarzen ebenso wie die Fragen von Bruce so manipulieren, daß sie zueinander passen.

Obwohl der Leser nicht weiß, inwieweit Chatwins Beschreibung der Realität entspricht, hat man nicht den Eindruck, daß Chatwin die Aborigines in irgendeiner Art und Weise missionieren will. Er stellt einen Missionierungsversuch dar, der durch zwei spanische Patres unternommen wurde (vgl. Chatwin, 72ff.), aber es ist offensichtlich, daß Chatwin nicht auf deren Seite steht. Um dies deutlich zu machen, benutzt Chatwin eine sehr einfache Methode: er macht die beiden Missionare lächerlich und unglaubwürdig. Pater Villaverdes Überzeugung, daß er mit über 70 Jahren immer noch eine überlegene, weil europäische, Konstitution besitzt und junge Männer im Wettkampf besiegen kann (vgl. Chatwin, 72ff.), ist bestenfalls töricht. In dem von ihm so gepriesenen europäischen Festland würde er für diese Ansicht sicherlich sanft von oben herab belächelt. Die Tatsache, daß Chatwin eigens noch einmal erwähnt, daß die Aborigines ihn gewinnen lassen, unterstreicht zusätzlich seine Unglaubwürdigkeit.

⁵ Zum Beispiel einen Reifenwechsel.

Doch nicht alle Missionare sind 'böse'. Die Worte, die Chatwin dem Aborigine Titus in den Mund legt, besagen, daß manche von ihnen auch Vertraute der Schwarzen waren. Die Generation von Titus' Vater übergab ihnen einige heilige Tschuringas, um sie vor Zerstörung oder Diebstahl zu bewahren, weil viele der vorherigen Generation anfangen zu trinken (vgl. Chatwin, 387). Einer von ihnen war Pater Auricht, der das Vertrauen der Aborigines verdiente, weil er die Tschuringas unter Verschuß hielt (vgl. Chatwin, 387).

Der Leser erfährt nichts über die Beziehung, die Pater Terence tatsächlich mit den Aborigines verbindet, das heißt, ob sie ihm vertrauen oder nicht. Obwohl seine Vorstellungen stark von einem weißen Überlegenheitsgefühl und patriarchalischen Ansichten⁶ geprägt sind, wirkt er beim Leser als eine positive Figur nach. Mag sein, daß dies deshalb so ist, weil er mit seinen Ansichten sicher vielen Lesern entgegenkommt, aber es liegt auch daran, daß er als ein Gegenpol zu Pater Villaverde fungiert. Wo dieser gewalttätige Wilde und Heiden sieht (vgl. Chatwin, 72ff.), erkennt Pater Terence nur Unschuld (vgl. Chatwin, 95), was nicht heißen soll, daß dies weniger herablassend wäre. In beiden Fällen gilt die weiße, insbesondere die europäische, Kultur als die höher entwickelte. Ein weiterer Unterschied zwischen Pater Terence und Pater Villaverde ist der, daß Pater Terence sich selbst nicht so wichtig nimmt. Er lebt in bewußter, selbstgewählter Armut. Wenn er die Religion der Aborigines insgesamt auch als „primitive Magie“ (Chatwin, 95) abtut, so erkennt er dennoch einige Elemente an und versucht sie in die christliche Lehre einzufügen.⁷ Obwohl die Ansichten von dem schwarzen Ex-Benedictiner Flynn seinen eigenen zuwider laufen, lobt er dessen Klugheit (vgl. Chatwin, 94). Interessanterweise ist es Pater Terence, der, ohne daß er es bemerkt, eine Gemeinsamkeit aufzeigt zwischen der Religion der Aborigines und dem Christentum.⁸ Hierbei handelt es sich um die Verbindung von Wort und Weg, die Gesang und Wandern entspricht. Außerdem war es, folgt man der Bibel, Gottes Wort, das die Welt ins Dasein brachte.⁹ Die Analogie zu der Schöpfungsgeschichte der Aborigines ist offenkundig, denn auch hier brachten Worte, beziehungsweise Gesang, die Welt zur Existenz.

Obwohl Pater Terence fast ganz dem Bild des Missionars entspricht, schafft Chatwin, bewußt oder unbewußt, eine enge Verbindung zwischen ihm und den Aborigines. Dies

⁶ So meint er, daß nur durch die christliche Botschaft die Leiden der Aborigines verringert werden können (vgl. Chatwin, 94).

⁷ „Niemand könne leugnen, fuhr er fort, daß die Aborigines in ihrer Vorstellung von der Traumzeit eine erste dunkle Ahnung vom ewigen Leben gehabt hätten - ...“ (Chatwin, 95).

⁸ Pater Terence erzählt Bruce, daß Flynn „die 'Fußspuren der Ahnen' gern mit dem Ausspruch unseres Herrn: 'Ich bin der Weg'“ verglich (Chatwin, 94).

⁹ Im ersten Kapitel der Genesis heißt es nicht weniger als neun mal, daß „Gott sprach“ und als nächstes eben das geschah, was er gesagt hatte (vgl. Verse: 3, 6, 9, 11, 14, 20, 24, 26, 29).

geschieht allein schon dadurch, daß er aus Irland stammt, denn auch die irischen Menschen wurden über lange Zeit von den Briten unterdrückt und mußten sich mit Vorurteilen auseinandersetzen, die denen gegenüber den Aborigines gar nicht so unähnlich sind.¹⁰ Als ein Wallaby auftaucht, erinnert Pater Terence direkt an einen Aborigine, aufgrund der engen Bindung an die Natur, die ihnen nachgesagt wird. Es kommt wie selbstverständlich zu ihm, was für einen Christen Assoziationen an den heiligen Franziskus wachruft. Als Pater Terence das Tier dann als seinen Bruder bezeichnet (vgl. Chatwin, 96), wird diese Ähnlichkeit verstärkt, aber man fühlt sich auch an die Klans der Schwarzen mit ihren Ahnentieren erinnert. Die vielleicht wichtigste Verbindung zwischen Pater Terence und den Aborigines ist die fehlende Furcht vor dem Tod. Die Würde, die Chatwin den drei sterbenden Aborigines am Ende des Buches verleiht, ist die gleiche, die auch Pater Terence besitzt. Den Weg der Sterbenden deutet Chatwin möglicherweise durch die Geistereukalyptus-Bäume an, in deren Schatten sie ruhen. Vielleicht meint er, daß auch sie nach ihrem Tod zu Geistern werden, wobei dies im Sinne von 'geistige Wesen' zu verstehen ist. Auch Pater Terence kennt seinen Weg. Seine weiße Soutane, das Wallaby an seiner Seite und natürlich seine Aufforderung „Fürchten Sie sich nicht!“ (Chatwin, 97) verleihen ihm einen geradezu prophetischen Charakter. Das aufziehende Gewitter und der Wind, der ihn umweht, lassen den Leser an das klišehafte Bild eines 'Urwaldgottes' denken, der die Mächte der Natur beschwört. Diese Verhaltensweise würde man als Weißer, insbesondere als Europäer, spontan eher mit einem Aborigine verbinden.¹¹ Somit hat Chatwin nicht nur das Bild des 'bösen' Missionars gestört, sondern zusätzlich auch eine weitere Verbindung zwischen Pater Terence und den Aborigines geschaffen.

Chatwins Aborigines dienen tendenziell als Vorbilder, da sie ihr Wanderbedürfnis nicht unterdrücken, sondern ihm nachgeben. Der erste Eindruck, der dem Leser vermittelt wird, ist der des edlen Wilden. Die Aborigines mußten sich zwar in mancherlei Hinsicht (zum Beispiel Geld) der Lebensart der Weißen anpassen, aber im wesentlichen leben sie immer noch gemäß ihren Traditionen und respektieren das Land und seine Bewohner mehr als alles andere. Doch dieser oberflächliche Eindruck täuscht, denn die Aborigines entsprechen diesem Bild nicht mehr. Bewußt stört Chatwin die romantischen Bilder vom Jäger mit seinem Bumerang, der seiner Beute gleichgestellt ist. Stattdessen benutzen die Aborigines die gleichen Gewehre wie die Weißen und jagen vom Auto aus, um sich so einen (unfairen) Vorteil zu verschaffen. In

¹⁰ Hierzu gehört, daß man ihnen zum Beispiel Faulheit, Trunksucht oder Arbeitsscheue nachsagte.

¹¹ Dies liegt an Seh-Konventionen, an die die meisten weißen/europäischen Leser/Betrachter gewöhnt sein werden. Dazu gehört zum Beispiel, daß ein solcher 'Urwaldgott' sehr häufig eine dunkle Hautfarbe hat.

Chatwins Beschreibung ist diese Art der Jagd grausam. Die Känguruh-Jagd (vgl. Chatwin, 284f.) wird zum brutalen, weil sinnlosen, Mord stilisiert, als die Jäger ihre Beute liegen und den Koyoten überlassen.

‘So verhält sich doch kein Aborigine’, möchte man empört ausrufen. Genau diese Empörung scheint Chatwin erreichen zu wollen, denn auch diese unterschwellige Weise macht er deutlicher klar, daß auch die Kultur der Aborigines sich entwickelt und verändert, unabhängig davon, ob zum Guten oder Schlechten, als würde er es offenkundig aussprechen. Er regt dazu an, sich über das eigene mentale Bild klarzuwerden und die Stereotypen zu erkennen, die es beinhaltet.

3. Die Erfüllung des öffentlichen Anspruchs

Die Songlines richten sich nicht an einen bestimmten Leserkreis, sondern sind eher an jeden Interessierten gerichtet. Hierzu trägt das Titelbild bei. Es zeigt rote Felsen mit einem einzelnen grünen Busch. Darüber befindet sich ein wolkenloser blauer Himmel, dessen Farbe in den Einband übergeht. Das Titelbild, mehr aber noch der Titel selbst, dienen dazu den potentiellen Leser anzusprechen, ihn einzufangen und zum Kauf zu animieren. Da es sich bei der Ausgabe aus dem Jahr 2000 schon um die zehnte Auflage handelt, scheint sich zumindest der Titel (ein Umschlagbild kann wechseln) bewährt zu haben.

Das Buch ist in verschiedene Teile unterteilt. Zum einen gibt es die eigentliche Handlung, dann gibt es die Erinnerungen innerhalb der Handlung und schließlich die Tagebucheintragungen. Die Haupthandlung wird chronologisch erzählt und ist mühelos verständlich. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, fügt Chatwin Erinnerungen ein, die mitunter ganze Kapitel einnehmen können. Zwar ist man hier mitunter kurz irritiert durch den plötzlichen Wechsel zu einer anderen Zeit und einem anderen Ort, aber nach einer kurzen Neuorientierung tauchen auch hier keine weiteren Schwierigkeiten auf. Erst als seitenweise Bruces Tagebücher zitiert werden, gerät der Leser in Verwirrung. Es bleibt unklar, was diese Passagen dort sollen. Sicherlich beschäftigen sie sich stets mit einem übergeordneten Thema, aber dennoch wird nicht verständlich, wie sie mit der eigentlichen Handlung in Zusammenhang stehen. Hinzu kommt ihre große Masse, die auf den Leser eher erdrückend als abwechslungsreich wirkt. Es sind einfach zu viele Sprünge quer durch die verschiedensten Orte und Zeitpunkte. Im übrigen stören sie die Haupthandlung, so daß mancher Leser dazu tendiert, Seite um Seite umzublättern und bestenfalls nur zu überfliegen, um endlich zurück zu den ihm bereits bekannten Personen zu gelangen. Die Verwirrung des Lesers, der die Eintragungen intensiv liest

wird ein wenig dadurch gemildert, daß sie entweder literarische Zitate, wozu auch Sprichwörter und ähnliches gehören, oder in sich abgeschlossene Episoden aus Bruces früheren Reisen sind. Das bedeutet, daß der Leser nur selten, wenn überhaupt, das Bedürfnis verspürt zu erfahren, wie es wohl weitergegangen ist.

Insgesamt bleibt das Buch allgemein verständlich, das heißt es sind keinerlei Vorkenntnisse notwendig. Wo Begriffe fallen, die dem Leser unbekannt sind oder komplizierte Sachverhalte auftauchen, werden diese erklärt. Dies geschieht in der Regel in sehr einfacher, gut verständlicher Weise und oft auch noch mehrfach. Zum Beispiel erklärt Chatwin / Bruce zum ersten Mal in Kapitel 10 (S. 64), was ein Tschuringa ist. Erneut taucht eine, diesmal um die Bedeutung erweiterte, Erklärung in Kapitel 30 (S. 217) auf, und schließlich wird es noch einmal in Kapitel 38 (S. 386) erläutert. Die erste Erklärung geschieht noch innerhalb der Handlung, in einem Gespräch. Im Gegensatz dazu gibt Chatwin seine Erläuterung im dritten Fall in einem Einschub, der offenkundig eigens an seinen Leser gerichtet ist. Von dieser Art Einschüben gibt es noch mehrere. Manchmal sind es sogar ganze Kapitel, wie das, welches die Vergangenheit des ehemaligen Pater Flynn erzählt (Kapitel 11, S. 71 - 79). Dieses wirkt deshalb, als sei es an den Leser gerichtet, weil davon auszugehen ist, daß alle Anwesenden die Geschichte bereits kennen.

Innerhalb des Gesprächs mit Flynn werden einzelne Aspekte und die Bedeutung der 'Songlines' erläutert. Diese werden für den Leser klar verständlich, was dadurch zustande kommt, daß Bruce immer wieder nachfragt. Bruce übernimmt also neben seiner Funktion in der Handlung auch die Rolle einer Helferfigur für den Leser. Eine weitere Möglichkeit die Verständlichkeit zu erhöhen sind die vielen Vergleiche und Analogien, die Bruce zieht. Zum Beispiel vergleicht er die Lieder der Aborigines mit dem Vogelgesang, der territoriale Grenzen markiert (vgl. Chatwin, 86). Wenn dieser Vergleich auch einen negativen Charakter gewinnt und die Tatsachen verfälschen mag, dadurch nämlich, daß er die Schwarzen mit Tieren und deren Verhalten vergleicht, so ist doch dem Leser wahrscheinlich die Vorstellung des Vogelgesangs näher und verbessert deshalb das Verständnis. Ähnliches gilt für den Vergleich des Liedes mit einem Paß, wenn auch Arkady gleich darauf hinweist, daß es komplizierter ist (vgl. Chatwin, 24). Chatwin benutzt außerdem noch eine weitere Technik um das Verständnis zu steigern. Er gibt mitunter zuerst das dem Leser vielleicht besser bekannte Vorurteil wieder, um es dann zu entkräften und die Wirklichkeit zu zeigen. Dies geschieht insbesondere im Gespräch mit Flynn, der sagt: „Frühe Australienreisende berichteten, daß die Aborigines keinen Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis herstellen“

(Chatwin, 87), doch gleich im nächsten Satz heißt es: „Das war natürlich Unsinn“ (Chatwin, 87). An anderer Stelle wird der verbreiteten Annahme der Weißen Rechnung getragen, „daß die Aborigines, weil sie Wanderer waren, keine Landbesitzordnung hätten“ (Chatwin, 81). Eine nachvollziehbare Annahme, doch auch hier wird sofort die Falschheit betont, noch ehe der Leser sich klar geworden ist, ob er / sie tatsächlich dieser Ansicht ist.

Nun hätte Chatwin statt diesem Hin und Her zwischen Erklärung, Nachfrage und erneuter Erklärung oder zwischen erst falscher weißer und dann richtiger Vorstellung auch einfach eine Erklärung vom Schreiber an den Leser einfügen können, wie er es an anderer Stelle tut. Dadurch aber wäre vieles verlorengegangen. So allerdings wirken die Songlines geheimnisvoll, und die Tatsache, daß einer der Gesprächspartner ein Aborigine, also sozusagen ein Eingeweihter, ist, steigert den Eindruck des Lesers an etwas Besonderem teilzuhaben, etwas zu erfahren, das nicht jeder erfährt. Hinzu kommt, daß seitenweise Erklärungen auf ein nicht fachwissenschaftliches Publikum oft langweilig wirken können.

Obwohl es eine zusätzliche Verrätselung wäre, wird innerhalb der Handlung wenig der Fantasie des Lesers überlassen. Es gibt nur selten eine Situation, in der Bruce nicht bei den entscheidenden Ereignissen dabei sein darf. Nichtsdestotrotz gibt es auch solche Momente. So kann man nur spekulieren, was vor sich geht, wenn Titus mit Limpy und einem Mann aus Amadeus fortgeht, um den Konflikt zwischen ihnen zu klären (vgl. Chatwin, 385). Außerdem erhält Bruce nicht immer die Information, die er gerne hätte. Während er mit Arkady unterwegs ist, sehen sie einmal einen aufgehängten Teddybär mit einem Kreuz darunter (vgl. Chatwin, 173). Bruce sieht Arkady fragend an, doch dieser scheint auch nichts genaueres zu wissen, oder sein Wissen nicht mit Bruce teilen zu wollen.

Nicht zuletzt durch diese Verweigerung von Informationen oder der Anwesenheit bei bestimmten Vorgängen, wird Bruce zur Identifikationsfigur für den Leser. Beide kommen von außen und brauchen Erklärungen, um zu verstehen was vor sich geht. Der Lesende erlebt das Geschehen nahezu ausschließlich durch Bruce. Gleichermaßen möchte er auch ein wenig so sein wie er, nämlich mit den Aborigines in Kontakt kommen, ihr Vertrauen gewinnen und einige ihrer Geheimnisse erfahren und das Ganze ‘in Echt’.¹² Der Grad der Identifikation wird durch die Ich-Perspektive noch erhöht, da die Erzählung dadurch an Authentizität gewinnt.

Jene Echtheit kommt auch durch die detaillierte Beschreibung der einzelnen Personen zustande. Diese beschränkt sich teilweise nicht nur auf Äußerlichkeiten, sondern bezieht auch

¹² Dies gilt für die *Songlines* gleichermaßen wie für die meiste andere fiktionale Literatur. In der Regel identifiziert sich der Leser mit dem Helden, beziehungsweise Anti-Helden. Gleiches gilt im übrigen auch für viele Filme.

die ganze Familiengeschichte mit ein, wie es zum Beispiel bei Arkady der Fall ist (vgl. Chatwin, 7-10 und 55-59). Bei diesen Beschreibungen fällt auf, daß die Nationalitäten betont werden. So trifft Bruce in Australien nicht einfach einen Mann namens Arkady Wolschok, sondern er trifft den *Russen* Arkady (vgl. Chatwin, 7). In Katherine unterhält er sich mit einem Spanier (vgl. Chatwin, 52), die beiden Patres der Mission Boongaree sind ebenfalls Spanier (vgl. Chatwin, 72) und die Krankenschwestern dort sind eben auch *spanische* Krankenschwestern (vgl. Chatwin, 73). Nicht zuletzt betrifft das auch Bruce, denn daß er Engländer ist, wird immer wieder betont.¹³

Chatwins Buch spricht den Verstand, aber mehr noch die Emotionen der Leser an. Er / Sie versetzt sich zu verschiedenen Zeitpunkten in unterschiedliche Personen hinein und erlebt so das Geschehen mit. Man erlebt die gleichen oder ähnliche Gefühle wie die Anwesenden, das heißt man schmunzelt über die List, mit der Mrs. Lacey und der Maler Stan den Preis für sein Bild in die Höhe treiben (vgl. Chatwin, 42ff.), ist mit Bruce von Flynn eingeschüchtert (vgl. Chatwin, 80) und ärgert sich mit ihm über den arroganten Kidder (vgl. Chatwin, 62f.). Auch das amerikanische Touristenpärchen, insbesondere die Frau, bietet Anlaß den Kopf zu schütteln. Sie hat zwar unbestreitbar ein gewisses Wissen, ist aber so darauf fixiert, daß alles was dem nicht entspricht, sie vollkommen aus der Fassung bringt (vgl. Chatwin, 40). Sie scheint Stans Bild vor allem deshalb „wunderschön“ zu finden, weil es von einem Aborigine gemalt wurde und aufgrunddessen etwas besonderes, etwas exotisches ist. Die Frage drängt sich auf, ob sie das gleiche Bild von einem weißen Künstler genauso schön fände. Als Leser denkt man zunächst: ‘Typisch Amerikaner’. Allerdings schüttelt man nur solange den Kopf bis der Verstand sich einschaltet und der Leser erkennt, daß er / sie das auch selbst hätte gewesen sein können, ohne sich darüber bewußt zu sein.

Mit dieser Episode bringt Chatwin sein Publikum ein wenig gegen sich auf, denn wer möchte schon einen Spiegel vorgehalten bekommen, der die negativen Eigenschaften zeigt. Der Leser wird jedoch schnell versöhnt durch die Geheimnisse, an denen Chatwin ihn / sie teilhaben läßt. Darüber hinaus spielt es auch eine Rolle, daß Chatwin selbst keinerlei Urteil über das amerikanische Pärchen und auch nicht über die Weißen allgemein fällt. Einer negativen Figur einer bestimmten Gruppe ist oft eine positive Figur gegenübergestellt, die der gleichen Gruppe

¹³ Schon im ersten Kapitel wird Bruces Nationalität unterstrichen, als Arkady ihn vorstellt: „Dies ist ein Engländer“ (Chatwin, 12). Auch im Telefongespräch, das Arkady mit seinem Chef führt, nennt er nicht seinen Namen sondern nur, daß er aus England kommt: „Ja, so, für einen Engländer relativ harmlos“ (Chatwin, 55). Der Anwalt Hughie verallgemeinert zu stark, denn wenn er sagt: „Warum müßt ihr Engländer es immer so eilig haben“ (Chatwin, 69) impliziert er, daß alle Engländer gleich sind.

angehört. So entspricht Pater Terence den beiden Missionaren Pater Villaverde und Pater Subiros und Mrs. Lacey stellt das Gegenbeispiel zu Mrs. Houston.

Obwohl Chatwin sich um eine wissenschaftliche Grundlage zu bemühen scheint, indem er den Anthropologen Ted Strehlow und dessen Bücher *Aranda Traditions* und *Songs of Central Australia* einbezieht, schafft er es nicht wirklich Erkenntnisse zu vermitteln. Wissenslücken tauchen eher auf, als daß sie geschlossen würden. Dem wirklich interessierten Leser mag dies als Anregung dienen, sich weiter zu informieren, aber der Durchschnittsleser, der am liebsten alles häppchenweise serviert bekommen möchte, wird nach Beendigung der Lektüre nicht entscheidend mehr über die Lebenswelt der Aborigines wissen.

4. Fazit

Chatwins Roman ist ein „mix of poetry and apparent anthropological fact“ (Murray (1995): 92). Die „vivid evocation of Alice Springs ... demonstrates Chatwin’s own ability to »sing into being« the observed world“ (Murray (1995): 93). Indem er sie beschreibt, entsteht vor den Augen des Lesers die Welt, die er benennt. Insofern tut Chatwin etwas ähnliches wie die Ahnen der Aborigines.

Auf die gleiche Art und Weise erwachen auch die Menschen zum Leben. Einige der Personen, die Chatwin gesehen hat, tauchen in mehr oder minder erkennbarer Form im Buch wieder auf. So sagt Salman Rushdie, der mit Chatwin durch Australien gereist ist, daß er eine Person kennt, „like Arkady an Australian of Russian descent, also highly knowledgeable about aboriginal religion“ (Rushdie (1991): 233), der als Modell für Arkady gedient haben könnte. Desweiteren gibt es in Alice Springs eine Dame, die die Leiterin eines Buchladens ist und die freudestrahlend von sich selbst behauptet als Vorbild für die Mrs. Lacey im Buch gedient zu haben (Bloch (2000): 83). Nicht alle Personen freuen sich so wie die gerade erwähnte Mrs. Harvey über ihr vermeintliches Erscheinen. „The Australian art dealer Daphne Williams who saw herself as the abrasive dealer in Chapter 34 who tries to underpay her Aboriginal suppliers, considered taking legal action when the book appeared“ (Murray (1995): 90). Glaubt man Rushdie, so war Chatwin sich darüber bewußt, daß er manchen mit dessen Porträt im Buch verärgern würde, aber wie er von Rushdie wiedergegeben wird, glaubte er, daß „you had to tell it as you saw it“ (Rushdie (1991): 234).

Chatwin hatte eine „außergewöhnliche visuelle Begabung“ (Traub (1990): 284), und er nutzt sie auch in seinem Buch. Seine Forderung an den Leser scheint zu sein ebenfalls genauer hinzusehen, hinter das Offensichtliche zu schauen. Dann wird man erkennen, was Chatwin durch

den Aborigine Titus sagen läßt: „daß es so etwas wie einen Aborigine oder Ureinwohner nicht gibt“ (Chatwin, 388). Ebenso wenig gibt es den Russen, den Briten oder den Weißen.

Die Verschiedenheit der Charaktere in Chatwins *Traumpfade* liegt nicht in ihrer Hautfarbe oder Nationalität begründet, sondern vielmehr in ihrer Individualität. Chatwin betätigt sich „als leidenschaftlicher Sammler von Vertretern der Spezies Mensch ..., die Eigenschaften aufzuweisen haben, welche ebenfalls ihn selbst auszeichneten“ (Schäfer (1999): 233). Die Wahrheit ist „that Bruce is Arkady as well as the character he calls Bruce“ (Rushdie (1991): 233).

5. Bibliographie

5.1. Primärliteratur

Chatwin, Bruce. *Traumpfade*. Frankfurt am Main: Fischer, ¹⁰2000.

5.2. Sekundärliteratur

Bloch, Werner. „Traumpfade und falsche Fährten“. IN: *Die Zeit*. Nr. 21 (18. März 2000). S.83-84.

Morphy, Howard. „Proximity and Distance. Representations of Aboriginal society in the writings of Bill Harney and Bruce Chatwin“. IN: MacClancy, Jeremy and Chris McDonough (eds.). *Popularizing Anthropology*. London and New York: Routledge, 1996. S. 157-179.

Murray, Nicholas. *Bruce Chatwin*. Bridgend: Seren Books, ²1995.

Rushdie, Salman. „Travelling with Chatwin“. IN: Rushdie, Salman. *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991*. London: Granta Books, 1991.

Schäfer, Gerd. „Gegen kraftlose Einbildungen, oder: Anmerkungen zu Übersetzungsproblemen der Imagination. Bei Gelegenheit von Bruce Chatwin“. IN: *kea*, No.12, (1999). S.225-240.

Traub, Rainer. „Ein Nomade der Literatur. Bruce Chatwin und seine ‘Traumpfade’“. IN: *Der Spiegel*, Nr. 13 (1990), S. 283-284.